

Nr. 202. Bromberg, den 19. September 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(3. Fortsetzung.) ——

Am Spätnachmittag der Abreise saß Elemer auf einer der Bänke in der Herrenstube und sah unverwandt nach dem kleinen Fenster, durch welches das weiche Rot des Abendhimmels hereinfloß. Ein frischer Wind trug wirbelnd feinen grauen Staub über die Pußta. Er machte die Ferne bleich und dunstig. Die Weite verschwamm in einem leichten, hauchdünnen Schleier, aus dem die Wolkenmassen des Horizontes gelb-violett hindurchschimmerten.

Totenstille herrschte im Hause und auch von draußen kam kein Ton. Die Steppe streckte sich aus zur Ruhe der Nacht, erschöpft, übermüdet, von der unendlich verzehrenden Hitze des Tages.

Als der Großvater die Stube betrat, rückte Elemer etwas zur Seite, um ihm neben sich Platz zu machen. Die Erregung desselben zeigte sich in dem Druck, mit welchem er die schmalgeformte Knabenhand umklammerte. Er vermochte nicht zu sprechen, nur seine Finger legten sich immer fester um die des Enkels.

„Mach mir's nicht so schwer, Großvater," bat der Junge.

„Ist es dir schwer? — Sag, Elemer, — dir auch? — Ich fürchte, mir reißt's die Seele entzwei. Ich möchte meine ganze Habe geben, wenn ich dich hier b[illegible]ten dürfte!"

„Du hast es in der Hand gehabt. — Ich tu nur, was du willst, Großvater!"

„Ja! Und es ist das Rechte. Du wirst mirs danken, Elemer. Nach Wochen wirst du nicht mehr begreifen können, wie du deine Tage hier verbringen konntest."

Er griff in seinen Rock und zog aus dessen Innentasche ein Paket, das er sorgfältig in ein blaues Tuch gewickelt hatte.

„Das ist für dich, mein Bub. Du sollst nicht darben und keines Menschen Schuldner sein. Kein Almosen soll dich drücken, von wem es auch immer sei. Ich werde alles begleichen. Das habe ich auch mit dem Grafen Warren vereinbart. — Du bist Gast in seinem Hause! Kein Bettler!"

Der Kopf Elemers fiel auf die Tischplatte. Er griff, ohne aufzusehen, nach den zitternden, schwieligen Händen, die über sein Haar strichen und drückte sie gegen die Lippen.

Luise Radanyi trat ein. Ihre Augen waren vom Weinen gerötet und verschwollen. Seit Nächten fand sie keine Ruhe mehr. Sie gab ihr alles, wenn sie ihr Kind in die Fremde schickte. Aber sie bot alle Selbstbeherrschung auf, um dem Sohne das Scheiden nicht zu schwer zu machen.

Elemer erhob sich, sah die beiden Augenpaare, die bisher so treu über seinem Leben gewacht hatten, mit Tränen auf sich gerichtet. Mit einem Stöhnen brach er vor den beiden Menschen in die Knie: „Großvater segne mich . . . Mutter . . ."

Seine Worte waren nicht mehr verständlich. Das Gesicht in beide Hände gedrückt, zuckten seine Schultern in lautlosem Weinen.

Beide Hände legte Radanyi auf den dunklen Scheitel seines Enkelsohnes.

„Mein Segen sei mit dir! Heute und immer! Alles, was dich glücklich machen kann, möge der Gott, der die Pußta grünen läßt, dir geben. — Komm, Elemer."

Er hob ihn mit festen Armen empor. „Sie wollen noch alle Abschied von dir nehmen."

Elemer sah sich um. Von draußen kamen Stimmen durch die Stille. Alles, was der Csarda benachbart war, alle Knechte und Mägde, die nicht gerade einen dringenden Dienst zu versehen hatten, waren gekommen, Elemer Lebewohl zu sagen. Mehr als ein Dutzend Hände streckten sich ihm entgegen, als er unter die Türe trat. Er wollte darnach greifen und traf ins Leere. Seine Augen verschwammen.

Einer der Knechte hielt den Braunen. Elemer schwang sich in den Sattel.

„Willst du schon reiten?" sagte die Mutter und bahnte sich den Weg zu ihrem scheidenden Kinde.

„Ja, Mutter, es ist Zeit!"

Radanyi hielt die Zügel in den Händen. Die Tränen liefen ihm über die Wangen. Er wollte sprechen, aber es waren nur abgerissene Worte, die Elemer auffing: „Was auch das Leben dir bringen mag, — hier wirst du immer deine Heimat finden."

Er nickte und drückte die Hand des Großvaters zwischen den seinen. Das Gesicht von Luise Radanyi war ohne jeden Tropfen Blutes. Noch konnte sie den Sohn zurückhalten, noch war er ihr eigen, — aber es blieb alles ungesprochen.

Das Pferd bäumte sich mit einem Male hoch auf. Es schäumte vor Ungeduld. Elemer nahm die Zügel an sich. Seine Rechte hob sich:

„Vergeßt mich nicht!"

Dann drückte er leicht gegen die Flanken des Braunen. Mit einem Satz schoß er vorwärts und dann hinein in den dämmernden Abend. Niemand rührte sich von der Stelle. Alles sah ihm nach, wie er kleiner und kleiner wurde, nun gesellte sich ein zweiter Reiter dazu. Es war der Csikos, der Elemer begleitete und das Pferd wieder zurückzubringen hatte. Luise Radanyi atmete auf. Er war in sicherer Hut.

Von ihrer Hütte aus sah Karin dem Scheidenden nach und nickte schweigend: „Die Sterne und die Linien seiner Hand, sie sagen eins! — Armer Elemer!"

*

War das Wien? Das lachende, lockende Wien, von dem die Mutter ihm in der letzten Zeit so viel erzählt hatte? Elemer fürchtete sich beinahe. Er saß neben Eva Maria in dem Kraftwagen und hielt ihre linke Hand fest.

Er hatte nur das eine Gefühl, hier konnte er nicht bleiben. Nicht um alles. Diese Steinmassen, die sich da links und rechts neben ihm auftürmten, erdrückten ihn. Er war gewohnt, den Himmel wie eine Glocke über sich zu sehen, und hier bekam er kaum einen Streifen Ätherblau zu Gesicht. Und dieses Über-, Neben- und Durcheinander. Ganz Wien schien sich in dieser einen Straße versammelt zu haben. Wo kamen all die Menschen her? Wo krochen die nachts unter? Woher nahmen all die vielen zu essen und zu trinken?

Warren sah ihm lachend in die Augen: „Wie gefällt es Ihnen, lieber Radanyi?"

Elemer schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Herr Graf. Ich habe so viele Leute noch nie beieinander gesehen. Nur Pferde, Rinder und Schafe."

Eva Maria drückte kichernd ihre Wange gegen seine Schulter. „Aber es ist schön! Nicht Elemer?"

„Nein!" sagte er ehrlich und schloß für einen Moment die Augen. Jeder Wagen und jedes Auto, das ihm entgegenkam, glaubte er mit dem ihren zusammenprallen zu sehen. Und dann war es mit einem Male ganz sachte vor-

beigeglitten und es hatte weder Arm- noch Beinbruch gegeben. Die Menschen lachten, sprachen, liefen, und rannten sich doch nicht gegenseitig über den Haufen, wie er fürchtete. Es rief, klingelte, hupte, hundert Töne schrillten ineinander, verschwammen und schrillten wieder auf. Es wurde ihm schwindelig dabei. Das würde er nie lernen können, sich durch all das Gewühl zu schlängeln, ohne nicht im nächsten Augenblick zu Brei zermalmt zu werden.

Wenn das der Csikos sähe! — der Csikos, der gleich ihm noch nie über die Pußta hinausgekommen war. Er würde schreiben, daß man ihn wieder heimholte. Das stand fest.

Das Auto bog vom Zentrum ab in die stille vornehme Herrengasse. Das sinnverwirrende Getöse verstummte und machte einer wohltuenden Ruhe Platz. Elemer atmete auf. Sein Blick wurde weniger scheu. Palast reihte sich an Palast. Weltabgeschieden stand jeder für sich in der Schwüle des Spätsommertages.

Der Wagen hielt. Ein hohes, von weißen Marmorsäulen getragenes Portal rundete sich. Hastend kam ein ergrauter Diener durch dasselbe und öffnete den Wagenschlag. Elemer hüpfte heraus und hob Eva Maria aus den Kissen. Als letzter folgte Waren.

Er hieß Elemer eintreten und reichte ihm beide Hände. „Noch einmal willkommen in meinem Hause, lieber Radanyi. Ich hoffe, es möchte Ihnen eine zweite Heimat werden."

Elemer sah ihm, ohne ein Wort zu sagen, in die Augen. — Vielleicht blieb er doch. Es war ihm mit einem Schlage so ganz anders zumute. Hier fand er es sogar wundervoll. Feierliche Stille herrschte in der großen Halle, durch deren Kuppel das Licht der Abendsonne in weich abgetönten Reflexen fiel. Ein leiser Hauch von Duft schwang sich darüber, von irgendwoher kam ein feines Klingeln, als ob aus weiter, weiter Ferne eine Glocke zum Gebete rief. Im Vorübergehen strich er tastend über das seidig glänzende Haar eines Bären. Es knisterte leise.

„Vater hat ihn selbst geschossen! — Nicht wahr, Vater!" sagte Eva Maria und zog Elemer mit sich nach der breiten, teppichbelegten Treppe, die zum oberen Stockwerk führte.

Er wurde nicht fertig mit Staunen. Alles war anders als zu Hause in der Pußta. Wiederum bekam er ein Gefühl der Angst und der Unsicherheit.

Warren winkte einem Diener. „Führen Sie Herrn Radanyi auf sein Zimmer. Wenn Sie sich etwas ausgeruht haben, lieber Elemer, wird Eva Maria Sie holen zum Abendtisch!"

Er nickte ihm freundlich zu, verschwand hinter einer Tür.

Elemer würgte es in der Kehle. Er hätte am liebsten Kehrt gemacht, zurück — die Treppe hinunter durchs Tor, die Straße entlang, woher er gekommen war und wieder heim in die Steppe. Aber der Diener ging neben ihm und schritt an seiner Seite den breiten Gang entlang, machte vor einer Flügeltür halt und ließ den Gast eintreten. Dann klappte die Klinke in's Schloß.

Er war allein.

Unschlüssig sah er sich um. Der ganze Raum — in ein eigentümliches Grün getaucht, das durch die beiden hohen Fenster rann. Das Gold der Rahmen funkelte auf, das tiefe Rot des Teppichs schien eine einzige Lache Blutes zu sein. Noch nie hatte der Sohn der Pußta solch eigenartiges Spiel der Farben gesehen. Er ging nach einem der Fenster und schob die hauchdünnen Gardinen etwas zur Seite. Draußen dehnte sich ein Park mit alten Baumbeständen, die Wege waren tadellos bekiest, von irgendwoher kam das Plätschern eines Brunnens und der Ruf eines Vogels, den er nicht kannte. Er fühlte, wie sein Herz sich auftat, wie eine große, süße Freude ihn durchströmte. Es war doch schön hier, wie Eva Mi gesagt hatte. — Und er würde bleiben.

Jawohl, er würde bleiben.

Hinter ihm räusperte sich jemand. Er wandte sich ohne Eile nach rückwärts.

„Kann ich dem gnädigen Herrn beim Umkleiden behilflich sein?"

Elemer sah ihn verständnislos an. Was wollte der? — Ihm behilflich sein? — Wozu? — Er nickte, ohne eigentlich zu wissen warum.

Der Diener trat an einen eingebauten Schrank und schob die Türen zurück. Elemer wandte keinen Blick von ihm und staunte. Gehörte das alles ihm, was da drinnen verstaut war? Es schien so. Das war also das Resultat von dem Besuche jenes Fremden, der vor vierzehn Tagen in der Schänke erschienen war, die Maße seiner Länge und Breite zu nehmen. Mutter und Großvater hatten nicht viele Worte darüber verloren und ihn hatte es so gar nicht interessiert.

Wozu man nur all das viele Zeug brauchte?

„Es ist nur Abendtisch im Familienkreise. Der gnädige Herr können im Jackettanzug kommen!" sagte der Bediente höflich.

Elemer nickte. Das schien ihm das Beste, was er tun konnte. Er kam sich so hilflos vor, wie ein Kind. Heiliger Gott, was würde es da noch alles geben bis es Nacht war! Willenlos ließ er sich umkleiden. Wie eine Puppe hielt er still und schämte sich doch unsagbar, daß ihm dies widerfuhr. Seit seinem sechsten Jahre war ihm niemand mehr bei seiner Toilette behilflich gewesen, auch Mutter nicht. Und jetzt!

Wenn der Csikos das sähe, der würde lachen, daß die ganze Pußta widerhallte. Komisch! Was in Wien hier alles der Brauch war.

„Wollen der gnädige Herr das Haar nach rückwärts gelegt, oder einen Scheitel?"

„Einen Scheitel!" sagte Elemer gequält.

Nun war die ganze Prozedur glücklich vorüber. Er war wieder allein. Der große Ankleidespiegel warf sein Bild zurück. Aber das war nicht mehr Elemer Radanyi. Das war ein Fremder. Verzweifelt glitten seine Augen an sich hinauf und hinunter. Wie konnte Mutter solch' unsinniges Zeug in Auftrag geben. Schade um all' das Geld. Der Stärkekragen zwickte und kratzte ihn. Die Hemdbrust drückte ihn wie ein Panzer. Er wagte sich kaum zu rühren, denn sie krachte, so oft er sich nach abwärts bog. Das Beinkleid zeigte an jedem Fuße eine scharfe Falte. Er erinnerte sich, daß er das auch schon bei Warren beanstandet hatte. Mußte das so sein? Es war sicher ein Versehen. Er begann es mit der Hand zu glätten.

„Elemer!"

Eva Marias Gesichtchen erschien neben ihm im Spiegel. Ganz geräuschlos war sie hereingehüpft gekommen und staunte ihn an.

„Wie ein Prinz siehst du aus! Genau wie ein Prinz!"

„Ja? — Eva Maria?!"

„Ja!" bekräftigte sie. „Aber du darfst nicht so über dein Beinkleid fahren! Du verdirbst sonst die Bügelfalten."

Also, Bügelfalten waren das!

„Muß das so sein?" Er zeigte deprimiert die Linie entlang.

Sie nickte ernsthaft. „Ja, das muß! Und wenn es nicht mehr schön ist, macht man es wieder."

Das auch noch! — Er erfuhr immer wieder etwas Neues. — Die Kleine zog ihn zu sich auf das Ruhebett mit dem mächtigen Eisbärfell. Wenn seine Finger hindurchglitten, knisterte es genau so, wie das des schwarzen Kolosses in der Halle.

„Gibt es solche Tiere hier in Wien? Eva Maria?"

„Ja!"

„Ja?" machte er erschrocken. „Ich dächte, die würden die Leute fressen, wenn sie so auf der Straße herumlaufen."

„Sie laufen auch nicht, Elemer. Sie sind eingesperrt im Zoo!"

Er nickte verlegen und sah sie hilflos an. „Was ist ein Zoo?" bat er verschüchtert. Er schämte sich.

Das Kind rückte auf seine Knie und zog die dunkle Seidenkrawatte zurecht, die sich etwas verschoben hatte, dazwischen erklärte es ihm den fehlenden Begriff.

„Also ein Garten, in dem man alle Tiere sehen kann!" sagte er befriedigt. Warum nannte man das Ding dann nicht gleich beim rechten Namen.

Während er mit ihr durch den langen Korridor nach dem Speisezimmer ging, kam wieder dieses Gefühl des Verlassenseins, der Unsicherheit über ihn. Wenn er nur fort dürfte. Nur laufen immerzu, bis er nichts mehr sah von dieser Stadt, bis die Steppe sich wieder vor ihm auftat, die Steppe, die so gar kein Rätselhaftes an sich trug.

Warren plauderte mit seinem Gaste, während man speiste. Sie saßen nur zu dreien. Elemers Augen verloren allmählich das Suchende, Angstvolle. Er wurde zutraulich, frug und begann ebenfalls zu erzählen. Es wurde gemütlich. Beinahe wie zu Hause. Warren sprach von seiner Studentenzeit, von seinen Knabenstreichen. Elemers und Eva Marias Lachen klang ineinander. Zwölf helle, volle Glockenschläge schickte die Mahagonistanduhr des Speisezimmers mahnend zwischen die Unterhaltung.

Der Graf erhob sich. „Morgen wollen wir zu Meister Haller, lieber Radanyi. Schlafen Sie recht gesund die erste Nacht in Wien!"

An dem großen Kronleuchter in Elemers Zimmer brannten alle Flammen. Ganz in sprühende, frohe Helle war alles getaucht. Er trat noch einmal vor den Spiegel und musterte seine Gestalt. Eine dunkle, heiße Blutwelle strömte sein Gesicht hinauf. Er glich in seinen Gefühlen einem jungen Mädchen, das sich zum ersten Male seines Reizes, seiner Schönheit bewußt wird.

„Wie ein Prinz," hatte Eva Maria gesagt.

Er entkleidete sich hastig, legte die Bügelfalten Bug auf Bug und warf Rock und Weste achtlos über einen der Stühle. Er hätte so gerne noch ein Glas Wasser gehabt, aber er wagte keinen der Hähne zu öffnen, die über einem

Marmorbecken glänzten, das in die Wände eingebaut war. Vielleicht vermochte er sie nicht mehr zu schließen. Das Unheil wäre ganz entsetzlich gewesen.

In den Kissen liegend drückte er das brennende Gesicht tief in die weiche, weiße Seide der Bezüge. Die Decke glänzte und rauschte, wenn er darüberfuhr. Vom Park herein kam durch die offenen Fenster die kühle Nachtluft und schäkerte mit den Tüllgardinen, daß sie wiegend hin und wiederschwebten.

(Fortsetzung folgt.)

Abschied vom Licht.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

„Ich will keine Ausreden hören", drängt der Patient nach langem, quälendem Schweigen. „Keine medizinischen Fachausdrücke, die ich nicht verstehe. Ich muß die Wahrheit wissen."

Der Arzt macht sich im Hintergrunde seines Zimmers zu schaffen. Er tut, als habe er nichts gehört. Der Fremde springt auf, nähert sich ihm mit keuchendem Atem, zwingt sich schließlich, ganz ruhig zu sein, fast gleichgültig. „Sagen Sie, wie es mit mir steht. Ich — ich ertrage die Wahrheit!"

Der Arzt mustert den jungen Menschen ernsthaft; gibt sich nicht einmal die Mühe, nach irgend einer ermutigenden Phrase zu tasten. „Ich würde", entgegnete er behutsam, „mit der Wahrheit nicht hinter dem Berge halten, selbst wenn ich befürchte, daß Sie sie — nicht ertrügen. Sie", er zögert nun doch, da er in dies junge, klare, sonnengebräunte Antlitz schaut, gibt sich dann einen plötzlichen Ruck und fährt fort, „Sie müssen sich darauf gefaßt machen, zu . . . erblinden."

Der Mann vor ihm zuckt kaum merklich zusammen. Seine Wangen werden um eine Schattierung blasser. „Ich dachte es mir", sagt er und zittert ein wenig, als hätte ein frostiger Windhauch seinen Körper gestreift. „Wann?" fragt er endlich so leise.

„Man kann das mit Genauigkeit natürlich niemals voraussehen", lautet die Antwort, ausweichend, sich um irgend einen Trost bemühend.

„Wann frühestens?" bohrt der Fremde beharrlich weiter.

„Frühestens in drei Monaten."

„Wie ich die Ärzte kenne", sagt der Kranke mit einem nachsichtigen, etwas verzerrten Lächeln, „werde ich wohl mit dem frühesten Termin rechnen müssen." Er geht ans Fenster, blickt wortlos auf die sonnenüberglänzte Straße hinab. „Ein schwerer Beruf", denkt der Arzt vor sich hin. „Ich muß für diesen liebenswerten jungen Menschen Kassandra spielen, ihm die Zukunft entschleiern — und diese Zukunft ist . . . Nacht, ewige Nacht." Er nähert sich auf Zehenspitzen dem andern. Seine Augen sind plötzlich feucht geworden — so rührt und ergreift ihn diese verschüttete Jugend. Er möchte dem Fremden so gern irgend etwas Tröstendes und Beruhigendes sagen. Aber der wendet sich jählings um, und sein Gesicht ist so kühl und ablehnend, daß der grauhaarige Arzt verstummt.

„Ich darf Sie bitten, Herr Doktor, mir Ihre Liquidation nach Hause zu schicken", sagt er und verbeugt sich gemessen. Aber in der Tür dreht er sich noch einmal um und reicht dem alten Herrn beide Hände mit einem guten Lächeln. „Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Wahrheit sagten. Sie haben mir damit einen Dienst erwiesen, den ich niemals vergessen werde, solange . . . solange ich lebe."

Draußen empfängt ihn der Tag mit lauer, sommerlicher Wärme. Das quälende Flimmern vor den Augen hat nachgelassen. Aber man darf sich nicht täuschen lassen, denkt er, es kommt wieder, es kommt schon noch wieder. Vorsichtig, fast tastend setzt er die Füße, als müsse er schon jetzt den Weg durch Dunkelheit suchen. „Drei Monate", grübelte er. „Jetzt haben wir Mitte Juli. Wenn der Herbst beginnt, fängt auch meine dunkle Zeit an. Ein einziger Sommer noch im Licht."

Ein innerliches Schluchzen preßt ihm die Kehle zusammen. Er schämt sich vor sich selbst, doch kann er nicht verhindern, daß seine Augen feucht werden.

„Nicht weich werden, alter Junge", spricht er sich Mut zu. „Wie viele Tausende haben ein gleiches Schicksal zu ertragen — wie viele Hunderttausende. Man denke nur an all die Kriegsblinden."

Aber das ist kein Trost. „Sie haben es nicht vorher gewußt", denkt er, „dann ist es wohl leichter. Aber dies ist das Furchtbare: daß mein Schicksal erst wie eine Drohung vor mir liegt — und es doch keine Mittel gibt, sich ihm zu entziehen."

Ein Leiermann dudelt an einer Straßenecke. Gedankenlos wirft er ihm einen Groschen in den Hut. Wie er weiter geht, tönt ihm die melancholische und eintönige Musik noch in den Ohren. Mit einem Ruck hält er inne, kehrt um. Hatte der Mann nicht einen kleinen Zettel auf der Brust: Gänzlich erblindet? Ja, wirklich. „Verzeihung", murmelt der junge Mensch, während er alles Kleingeld, das er besitzt, in den schmierigen, abgegriffenen Filz des Straßenmusikanten schüttet —, und er weiß nicht, warum er das sagt. Der Blinde weiß es auch nicht. Er hört nur das Klingen der Münzen, und über sein verwüstetes Gesicht spielt ein stumpfes, verständnisloses Lächeln, das wohl Dankbarkeit ausdrücken soll.

Der Spender errötet. Scham fällt ihn an, und er fühlt sich fast undankbar dem Schicksal gegenüber, da er doch reich ist und niemals genötigt sein wird — auch nach drei Monaten nicht oder drei Jahren —, auf der Straße zu stehen und das Mitleid der Menschen anzurufen wie dieser da. Aber dann sieht er ein paar Männer, die schwitzend, keuchend irgend eine schwere Last schleppen, und er denkt, daß er gern tauschen möchte mit einem von diesen da —, obgleich sie arm sind und täglich hart arbeiten müssen um ihr karges Brot.

Halb unbewußt lenkt er seine Schritte zum Park. Vorher, auf dem Wege zum Arzt, hat ihm diese strahlende, erbarmungslose Julisonne weh getan. Jetzt blickt er beinahe ängstlich zu dem stahlblauen Himmel empor und lächelt erst befriedigt, als er entdeckt, daß weit und breit kein Wölkchen zu sehen ist.

Es war also nur der Schatten der Bäume, der sein Gesicht plötzlich verdunkelte. Er bleibt stehen vor einem dieser gepflegten Baumriesen; es ist eine Kastanie, die ihre fünffingrigen Blätter dürstend dem Himmel entgegenstreckt. „Wie betende Hände", denkt er und freut sich dieses Vergleiches. Mit einer Aufmerksamkeit, die ihm sonst fremd war, betrachtet er im Weiterschreiten Bäume, Gräser und Blumen.

Auf einer Bank ruht er aus. Sitzt eine halbe Stunde lang oder eine ganze, ohne sich zu rühren, ganz allein. Endlich kommt ein Mädchen, Seidenschal und Buch im Arm, läßt sich auf dem andern Ende der Bank nieder und beginnt zu lesen.

Er hat das Haupt in den Nacken geworfen und sucht die Sonne, die jetzt fast senkrecht über ihm steht. Seltsam — er kann jetzt direkt in die Sonne sehen, ohne daß es ihm weh tut. Einmal streift er seine Nachbarin mit einem raschen Blick, den sie nicht bemerkt. Ein feines, blasses Gesicht sieht er, blonde Haare, schmale rote Lippen. Ein halbes Kind wohl noch. Wieder blickt er in die Sonne — langsam stellt sich das ihm bereits so vertraute Flimmern ein. Aber er senkt nicht den Kopf.

Nun blickt das Mädchen von dem Buche auf. Sieht, wie zufällig, auf den Mann. Steht eine ungeheure, abgrundtiefe Traurigkeit auf diesem kühnen, klaren Antlitz. Etwas zwingt sie zu sprechen. „Sie sind so traurig!" flüstert sie ganz sanft.

Er senkt den Kopf nicht, antwortet, ohne auf ihre Frage einzugehen: „Sie müssen . . . sehr schön sein."

Da fällt ihm ein, daß er spricht, als wäre er bereits blind. Er merkt, daß sie erschrickt — seine Worte lassen ja nur eine einzige Deutung zu. Er will sie beruhigen, wendet sich ihr zu —, da ist ihm, als glitte ein grauer Schleier über ihn hinweg, er sieht sie nicht mehr.

Das Mädchen blickt in zwei erloschene Augensterne.

Der Mann, wie ein Ertrinkender, in jäher Angst, greift um sich herum. Bekommt ihre kleine Hand zu fassen, die zuckend in der seinen ruht. Einen Augenblick nur, dann entwindet sie sich ihm sanft und flieht hinweg, damit der fremde Mann ihr wehes Schluchzen nicht höre. Der Zurückbleibende birgt den Kopf in den Händen und weint — weint hemmungslos, krampfhaft — wie ein Kind.

Am Abend finden Menschen den Einsamen noch auf der Bank. Erraten halbwegs die Zusammenhänge aus seinen gestammelten Worten und führen ihn barmherzig sanft durch die große Stadt in seine Wohnung.

Den unbekannten Freunden.

Es kennen sich viele auf Erden,
Die nirgend sich gesehn,
Und die doch zueinander
Auf heimlichen Brücken gehn.

Die nächtens aus dunkeln Tälern
Nach einem Sterne schaun,
Die ferne und doch verbunden
Am heiligen Tempel baun.

Hermann Gebhardt.

Motorbrennstoff aus Wasser.

Von Anton Lübke-Münster.

Mannigfaltig sind die Versuche, einen neuen Brennstoff zu schaffen, der dem Naturprodukt gleichwertig ist. Mit dem Augenblick, da es gelang, die Kohle mit Hilfe des Wasserstoffes zu verölen, und die Erkenntnis sich Bahn brach, daß Petroleum und Benzin nichts anderes sind als Kohlenwasserstoffe, also chemische Verbindungen von Wasserstoff und Kohlenstoff, kam auch der Gedanke, dieses hochwichtige Verbrennungsprodukt künstlich herzustellen, und zwar mit Hilfe des Wassers. Man erinnere sich dessen, was Thales von Milet 600 v. Chr. sagte, das Wasser sei das Grundprinzip aller Dinge. Untersuchungen, um das Wasser in seine Bestandteile aufzuteilen, wurden bereits im 18. Jahrhundert gemacht. Im Sommer des Jahres 1781 kam der Engländer Cavendish zum ersten Male in seinem Laboratorium zu dem Ergebnis, daß bei dem Verbrennen von Sauerstoff und Wasserstoff sich Wasser bildet. Lavoisier, der bekannte Reformator der Chemie, erweiterte diesen grundlegenden Versuch, indem er aus dem so gebildeten Wasser den Sauerstoff gasförmig abschied und in einer Verbindung mit Eisen festhielt. Im Jahre 1789 gelang es holländischen Chemikern, das Wasser durch den elektrischen Strom zu zerlegen. Aber in den folgenden Jahren stellten sich diesem neuen Verfahren viele Schwierigkeiten entgegen, beispielsweise die mangelhafte Konstruktion der Elektrolyseure, die zu viel Strom verbrauchten, Druckschwankungen ausgesetzt waren, unreines Gas lieferten usw. Die Möglichkeit, das hochexplosible Wasserstoffgas für Energiezwecke zu benutzen, scheiterte somit an den verschiedensten Umständen, besonders an der großen Gefährlichkeit.

Doch bei den Mißerfolgen blieb die Technik nicht stehen. Die Chemie erkannte trotzdem, daß umgewertetes Wasser einmal eine Rolle in der Energiewirtschaft spielen müsse. Der bekannte Kohlenforscher und Chemiker Professor Dr. Fischer machte schon im Jahre 1924 auf der Weltkraftkonferenz in London anläßlich der großen Weltausstellung darauf aufmerksam, daß es im Prinzip möglich sei, den so dringend benötigten Motorbrennstoff auch aus den Bestandteilen der Luft und des Wassers herzustellen. In demselben Jahre ging durch die Presse eine Nachricht, daß der französische Sorbonneprofessor Charles Henry einem vollkommen neuen Verfahren der Energiegewinnung aus dem Wasser auf die Spur gekommen sei. Der Gelehrte meinte, daß sich die Vergasung des Wassers durch Katalysatoren, die auch in der Natur die Wasseraufteilung ermöglichen, in einem Verbrennungsmotor bewerkstelligen lasse. Der „Matin“ sprach seinerzeit bereits vom Jahrhundert des Wassers.

In gewissem Sinne ist der Wassermotor ja schon Wirklichkeit geworden, nämlich in dem neuen Transozeanzeppelin. In den Motoren des neuen Luftschiffes wird nicht mehr Benzin, sondern das weniger explosible Kohlenwasserstoffgas verbrannt, das außerdem die Fähigkeit hat, das Gewicht des Schiffes nicht zu vermindern.

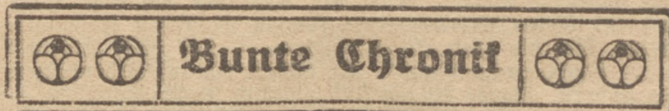
Um nun das eigentliche Knallgas, die Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff, in Verbrennunsmotoren zu verwenden, bedurfte es großer Mühen und unzähliger Versuche. Der Bändigung dieses außergewöhnlich gefährlichen Gases standen die hohen Herstellungskosten der betreffenden Apparate sowie das Auftreten unreinen Gases infolge der ungleichen Mischung von Sauerstoff und Wasserstoff im Wege. Nach langen Versuchen ist es nun zwei deutschen Erfindern, dem in Berlin lebenden Ingenieur Dr. Noeggerath und dem Fabrikanten Hausmeister in Göppingen, gelungen, das Knallgas für wirtschaftliche Zwecke und auch für Motorzwecke herzustellen, auch entsprechende Apparate zu konstruieren, welche die genannten Mängel ausgleichen.

Unsere chemische Kenntnis von elektrolytisch zerteiltem Wasser ging bisher dahin, daß sich durch den elektrischen Strom der flüssige Aggregatzustand des Wassers in den gasförmigen verwandelt und diese umgewandelte Form natürlich einen viel größeren Raum beansprucht als das flüssige Wasser und dem Gasgemisch von Sauerstoff und Wasserstoff beträgt bei einem Druck von einer Atmosphäre 1865. Verhindert man nun bei der Elektrolyse des Wassers eine Volumenänderung der Materie, so erhält man Gas von unverändertem Volumen, d. h. Gase von 1865 Atmosphären Druck. Hausmeister, der sich mit diesem Problem in den letzten Jahren sehr eingehend beschäftigte, sagt nun: nach den bisherigen Auffassungen des Energieerhaltungsgesetzes habe man erwartet, daß für die Herstellung des Gases aus Wasser mit erhöhtem Druck auch auf der anderen Seite eine erhöhte Zersetzungsarbeit erforderlich sei, da ja die Gase unter erhöhtem Druck auch einen erhöhten Energiewert besitzen. Diese Annahme sei jedoch irrig. Die zahlreichen von Hausmeister unternommenen Versuche haben gezeigt, daß man zur Wasserzersetzung unter erhöhtem Druck weniger elektrische Energie aufzuwenden hat als für die gleiche Gasmenge von gewöhnlichem Atmosphärendruck. Es verstößt das also nach Hausmeisters Ansicht gegen die Auffassung des Energieerhaltungsgesetzes, wenn man mit gleich bleibender elektrischer Energie Gase von erhöhtem Druck, d. h. von größerem Energiewert, erzeugen kann. Um so auffallender und daher prinzipiell wichtig ist die Tatsache, daß man zur Erzeugung der Gase unter erhöhtem Druck sogar noch weniger elektrische Energie gebraucht als für die Herstellung der Gase bei gewöhnlichem Atmosphärendruck. Hausmeister kam also bei seinen Versuchen zu der Erkenntnis, daß mit steigendem Druck auch die Zersetzungsspannung abnimmt, im Gegensatz zu der bisherigen Annahme.

Dr. Noeggerath erhielt bei einem von ihm konstruierten Druckzersetzer das Ergebnis, daß der Leistungsgewinn seines Druckzersetzers erstens systematisch und gefahrenlos sei, dann aber auch, daß der Mehrbetrag an Spannung, der bei Beginn des Stromdurchganges, also zu Beginn der Wasserzersetzung, vorhanden sein muß, durch den zunehmenden Druck vermindert wird.

Was nun die wirtschaftliche Seite des von Hausmeister und Noeggerath ersonnenen Verfahrens anbelangt, so kann ein solcher Apparat dort ganz gut Verwendung finden, wo Überschußstrom vorhanden ist. Das gewonnene Gas läßt sich in chemischen Industrien, beispielsweise für die Stickstoffherstellung und die Kohlenverflüssigung, sehr gut verwenden, besonders, weil dem durch diese neuen Apparate hergestellten Gase jede unreine Beimischung fehlt. Ferner ist es in Zukunft möglich, Lokomotiven und andere Motoren mit Wasserstoffgas zu betreiben, weil dem Gase die große Gefährlichkeit genommen ist. Ferner ist es möglich, das Gas durch Fernleitungen dem Verbrauche zuzuführen oder andere Gase auf einen höheren Druck zu steigern. Kohlenstaub- und Ölverbrennungen können durch Anreicherung mit Wasserstoff wirtschaftlicher verbraucht werden. Wasserstoffgas ermöglicht auch das Schneiden und Schweißen von Eisen unter Wasser.

Ein großer Vorteil wird dem Wasserstoffgas in Zukunft im Autoverkehr zukommen. Nach Angabe von Hausmeister sind Benzinautomobile mit Wasserstoffgas so betrieben worden, daß man in ein solches Auto einen Druckzersetzer einbaute, der Knallgas in entsprechenden Mengen in den Motor förderte und sich mit dem Benzingas mischte. Versuche in der Höheren Württembergischen Maschinenbauschule ergaben, daß man auf diese Weise das schwerexplosible Solaröl, das nur einen Bruchteil des Benzin kostet, in einem Automobil verbrennen kann und damit 60 Prozent der Kosten erspart. Ein solches Automobil konnte ohne jede Widerstände 10 000 Kilometer zurücklegen.



* **Der Kleiderschrank als Attentäter.** Aufregende Stunden verlebten dieser Tage die Bewohner eines Hauses in der Rue Courbet in Paris, dessen Pförtner gegen Abend, nachdem alle Bewohner des Hauses bereits zurückgekehrt waren, einen dumpfen Fall und Laute wie ein ersticktes Stöhnen hörte, das aus dem über der Portierwohnung gelegenen Geschoß zu kommen schien. Er ging die Treppe hinauf und klopfte an die Türen der verschiedenen Wohnungen, aber überall wurde ihm sogleich geöffnet und auf seine Frage geantwortet, daß nichts vorgefallen sei. Endlich fiel einem Wohnungsinhaber ein, daß die fraglichen Töne aus dem Zimmer seiner Untermieterin gekommen sein könnten. Man klopfte an der Tür, erhielt aber keine Antwort, dagegen wiederholte sich das erstickte Stöhnen. Man brach nun die Tür auf, aber der Eintritt war noch unmöglich, da der Eingang durch einen schweren Gegenstand verrammelt war. Man rief nun die Feuerwehr zu Hilfe, und einige Wehrmänner bahnten sich durchs Fenster einen Weg in das Zimmer. Dort bot sich ihnen ein überraschendes Bild. Der große Kleiderschrank, der das Hauptstück der Einrichtung bildete, war umgefallen, und in seinem Inneren fand man die Bewohnerin lebend und unverletzt, aber halb erstickt auf. Sie hatte sich in dem Bestreben, ein hochliegendes Kleidungsstück zu erreichen, auf die Kante des Schrankes gestellt und dieser, der etwas wacklig und altersschwach war, hatte sie unter sich oder vielmehr in sich begraben; die geöffnete Schranktür hatte sozusagen als Mausefalle fungiert. Man befreite die Gefangene aus ihrer peinlichen Lage, und die auf der Treppe harrende Einwohnerschaft der gesamten Umgegend konnte beruhigt wieder in ihre Quartiere zurückkehren.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg